

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 5

Artikel: Koolau, der Aussätzige
Autor: London, Jack
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754476>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Koolau, der Aussätzige

von JACK LONDON

AUS DEM BAND «DIE GLÜCKLICHEN INSELN»
VOLKSAUSGABE DER BÜCHERGILDE GUTENBERG ZÜRICH
COPYRIGHT BY UNIVERSITAS A.-G. BERLIN

«Weil wir krank sind, berauben sie uns unserer Freiheit. Wir haben dem Gesetz gehorcht. Wir haben nichts Böses getan. Und doch wollen sie uns ins Gefängnis werfen. Molokai ist ein Gefängnis. Das wissen wir. Niuli, hier — seine Schwester wurde vor sieben Jahren nach Molokai geschickt. Er hat sie nie wiedergesehen. Er wird sie nie wiedersehen. Sie muß dort bleiben bis zu ihrem Tode. Es ist nicht ihr Wille. Es ist nicht Niulis Wille. Es ist der Wille der weißen Männer, die das Land beherrschen. Und wer sind sie, diese weißen Männer?»

Wir wissen es. Wir haben es von unsern Vätern und von den Vätern unserer Väter gehört. Sie kamen wie die Lämmer und sprachen sanft. Wohl mochten sie sanft sprechen, denn wir waren viele und wir waren stark, und alle Inseln gehörten uns. Wie gesagt, sie sprachen sanft. Sie waren von zweierlei Art. Die einen batzen uns um Erlaubnis, um unsere gnädige Erlaubnis, uns Gottes Wort zu predigen. Die anderen batzen uns um Erlaubnis, um unsere gnädige Erlaubnis, mit uns Handel zu treiben; das war der Anfang. Heute gehören alle Inseln ihnen, aller Boden, alles Vieh — alles gehört ihnen. Die, welche das Wort Gottes predigten, und die, welche das Wort des Ruhms predigten, haben sich zusammengetan und sind große Häuptlinge geworden. Sie wohnen wie Könige in Häusern mit vielen Zimmern und haben eine Unzahl von Dienern, die für sie sorgen. Die, welche nichts hatten, haben jetzt alles, und wenn ihr oder ich oder irgendein Kanake hungrig ist, so laden sie höhnisch und sagen: „Nun, warum arbeitet ihr nicht? Es gibt Plantagen.“

Koolau schwieg. Er hob die eine Hand und schob mit seinen verkrüppelten und verzerrten Fingern den roten Hibiskuskranz zurück, der sein schwarzes Haar krönte. Der Mondschein badete die Szene in Silber. Es war eine Nacht des Friedens, aber die um ihn her saßen und seinen Worten lauschten, sahen aus wie Kriegsinvaliden. Ihre Gesichter waren löwenartig. Hier klaffte ein Loch in einem Gesicht, wo eine Nase hätte sein sollen, dort sah man einen Armtumpf, wo eine Hand abgefallen war. Sie waren Männer und Frauen außerhalb der menschlichen Gesellschaft, alle dreißig, denn das Zeichen des Tieres war ihnen aufgeprägt worden.

Mit Blumenkränzen geschmückt, saßen sie in der dufenden, leuchtenden Nacht, von ihren Lippen erlöschene seltsame Laute, und ihre Kehlen fauchten der Rede Koolaus Beifall. Sie waren Geschöpfe, die einst Männer und Frauen gewesen. Aber sie waren keine Männer und Frauen mehr. Sie waren Ungeheuer — in Angesicht und Gestalt groteske Karikaturen alles Menschlichen. Sie waren furchtbar verstümmelt und sahen aus wie Geschöpfe,

die Jahrtausende in der Hölle gefoltert waren. Ihre Hände — wenn sie Hände hatten — glichen den Krallen von Harpyien. Ihre Gesichter waren mißgeschaffene Verirrungen, zerschmettert und zerquetscht von irgendinem irrsinnigen Gott, der mit der Maschinerie des Lebens gespielt hatte. Hier und da sah man ein Gesicht, das der irrsinnige Gott halb ausgelöscht hatte, und eine Frau weinte brennende Tränen aus zwei entsetzlichen Höhlen, wo einst Augen gewesen. Einige hatten Schmerzen in der Brust und stöhnten. Andere husteten, daß es klang, als würde ein Stück Stoff zerrissen. Zwei waren schwachsinnig und glichen großen Mißgebürgern, so daß selbst ein Affe ein Engel im Vergleich mit ihnen war. Sie schnitten Grimassen und plauderten im Mondchein unter Kränzen goldener Blumen, die ihnen in die Stirne hingen. Einer, dessen geschwollenes Ohrläppchen wie ein Fächer auf seine Schulter herabging, ergriß eine riesige orangefarbene und scharlachrote Blüte, und er schmückte damit sein schreckliches Ohr, das bei jeder Bewegung hin und her baumelte.

Und König dieser Geschöpfe war Koolau. Und dies war sein Königreich — eine von Blumen strotzende Schlucht mit Klippen und Felsblöcken, von denen das Gemecker wilder Ziegen erscholl. Auf drei Seiten erhoben sich die schroffen Wände, mit phantastischen Draperien tropischen Pflanzenwuchses geschmückt und von Eingängen zu Höhlen — den Felswohnungen der Untertanen Koolaus — durchbohrt. Auf der vierten Seite sank der Boden in einen furchtbaren Schlund hinab, und tief unten konnte man kleinere Zinnen und Blöcke sehen, um deren Fuß die Brandung des Stillen Ozeans schäumte und murkte. Bei gutem Wetter konnte ein Boot am Felsstrand landen, der den Zugang zum Kalalautal bildete, aber es mußte sehr gutes Wetter sein. Und ein kalbtötender Bergsteiger konnte vom Strande zum Kalalautal hinaufklettern, zu dieser Schlucht zwischen den Zinnen, wo Koolau herrschte; aber ein solcher Bergsteiger mußte sehr kalbtötig sein, und er mußte auch die Pfade der wilden Ziegen kennen. Ein Wunder war es, daß die Menge von menschlichen Wracks, die das Volk Koolaus bildeten, imstande gewesen war, ihr hilfloses Elend auf den schwindelnden Ziegenpfaden bis zu diesem unzugänglichen Orte zu schleppen.

«Brüder», begann Koolau.

Aber eine der mummelnden, affenartigen Karikaturen stieß einen wilden Wahnsinnschrei aus, und Koolau warnte, während das schrille Gelächter von Felswänden hin und her geworfen wurde, um fern in der stillen Nacht zu verhallen.

«Brüder, ist es nicht seltsam? Unser war das Land, und seht, das Land ist nicht mehr unser. Was gaben uns diese Prediger vom Worte Gottes und vom Worte des Ruhms für das Land? Hat einer von euch einen Dollar, auch nur einen einzigen Dollar für das Land erhalten? Und doch gehört es ihnen, und zum Dank sagen sie uns, daß wir Arbeit im Lande, in ihrem Lande erhalten können, und was wir durch unsere Mühe und Arbeit erzeugen, soll ihnen gehören. Aber in alten Tagen brauchten wir nicht zu arbeiten. Und wenn wir krank sind, rauben sie uns die Freiheit.»

«Wer brachte uns die Krankheit, Koolau?» fragte Kiloliana, ein magerer, schmiger Mann, mit einem Gesicht, das dermaßen dem eines lachenden Fauns glich, daß man beinahe die gespaltenen Hufe an seinen Beinen zu sehen erwartete. Gespalten waren sie zweifellos, aber die Spalten waren große Wunden und bläuliche Fäulnis. Und doch war Kiloliana der kühnste Kletterer von ihnen allen, der

Mann, der jeden Ziegenpfad kannte, und der Koolau und sein unglückseliges Gefolge nach der Zuflucht von Kalalau geführt hatte.

«Ja, recht gefragt», antwortete Koolau. «Weil wir nicht in den Zuckermühlen arbeiten wollten, wo früher unsere Pferde weideten, führten sie chinesische Sklaven von jenseits des Meeres ein. Und mit ihnen kam die chinesische Krankheit, an der wir leiden, und um deretwillen sie uns auf Molokai einsperren möchten. Wir sind auf Kauai geboren. Wir haben auf den andern Inseln gewohnt, einige hier, einige dort, auf Oahu, auf Maui, auf Hawaii, auf Honolulu. Aber stets kehrten wir nach Kauai zurück. Warum kehrten wir zurück? Das muß einen Grund haben. Weil wir Kauai lieben. Wir sind hier geboren. Wir haben hier gelebt. Und hier wollen wir sterben — wenn nicht — wenn nicht — mutlose Herzen unter uns sind. Die können wir nicht gebrauchen. Die passen besser nach Molokai. Und sind welche unter uns, so sollen sie nicht hierbleiben. Morgen landen die Soldaten am Strande. Laßt die mutlosen Herzen zu ihnen gehen. Dann werden sie schnell nach Molokai geschickt. Wir andern aber wollen bleiben und kämpfen. Aber wißt, daß wir nicht sterben wollen. Wir haben Gewehre. Ihr kennt die schmalen Pfade, wo man einer hinter dem andern kriechen muß. Ich, Koolau, der einst Viehhirt auf Niihau war, kann einen solchen Pfad allein gegen tausend Männer halten. Hier sitzt Kapalei, der einst Richter über Männer und ein angesehener Mann war, jetzt aber eine gejagte Ratte ist wie ich und ihr. Hört, was er sagt. Er ist weise.»

Kapalei erhob sich. Einst war er Richter gewesen. Er hatte die Universität in Punahoa besucht. Er hatte mit Lords und Häuptlingen und den hohen Repräsentanten fremder Mächte bei Tische gesessen, die die Interessen der Händler und Missionare behüteten. Das war Kapalai gewesen. Jetzt aber war er, wie Koolau gesagt hatte, eine gejagte Ratte, ein Geschöpf außerhalb des Gesetzes, so tief im Schlamm des menschlichen Schreckens versunken, daß er über dem Gesetz wie unter ihm stand. Sein Gesicht hatte keine Züge mehr außer den klaffenden Löchern und den lidslosen Augen, die unter haarlosen Brauen brannten.

«Wir verlangen nur, in Frieden gelassen zu werden. Lassen sie uns aber nicht in Frieden, dann tragen sie die Schuld am Aufstand und werden bestraft werden. Meine Finger sind fort, wie ihr seht. Er hielt die Stümpe seiner Hände hoch, daß alle sie sehen konnten. «Aber ich habe noch ein Glied von einem Daumen, und damit kann ich einen Drücker so sicher bedienen, wie seine verschwundenen Gliedmaßen es früher konnten. Wir lieben Kauai. Laßt uns leben oder sterben, aber laßt uns nicht nach Molokai ins Gefängnis gehen. Es ist nicht unsere Krankheit. Wir haben nicht gesündigt. Die Männer, die das Wort Gottes und das Wort des Ruhms predigen, haben die Krankheit mit den Kulissen gebracht, die auf dem gestohlenen Lande arbeiten. Ich bin Richter gewesen. Ich kenne das Gesetz und die Gerechtigkeit, und ich sage euch, daß es ungerecht ist, einem Manne sein Land zu stehlen, ihm mit der chinesischen Krankheit zu behaften und dann für Lebenszeit ins Gefängnis zu werfen.»

«Das Leben ist kurz und der Tag voller Schmerz», sagte Koolau. «Laßt uns trinken und tanzen und so froh sein, wie wir können.»

Aus einer der Felshöhlen wurden Kalebassen gebracht und herumgereicht. Die Kalebassen waren mit der scharfen Flüssigkeit gefüllt, die aus der Wurzel der Tipflanze

(Fortsetzung Seite 122)

Bild links:

KOOLAUS KÖNIGREICH

Das Tal der Aussätzigen, beschrieben in der obenstehenden Novelle „Koolau, der Aussätzige“, von Jack London.

Fliegeraufnahme von der Küste der Insel Kanai in der Gruppe der Hawaii-Inseln im Augenblick, da ein amerikanisches See-Flugzeug-Geschwader das Eiland umkreist. Ein grimmiger Wall mächtiger Felsen, 4000 Fuß hoch. Meilenweit verhindert diese gewaltigen Schrunde den Zugang vom Meer. Hie und da sind kleine Täler, wie das vorliegende, deren steile Abhänge mit wirrem Gebüsch und tropischen Bäumen bedeckt sind, der Aufenthaltsort unzähliger wilder Ziegen und Schweine. Das abgebildete Tal ist durch Jack Londons „Koolau, der Aussätzige“ berühmt geworden. „... und dies war Koolaus Königreich — eine von Blumen strotzende Schlucht mit Klippen und Felsblöcken, von denen das Gemecker wilder Ziegen erscholl.“

destilliert wird; und als das flüssige Feuer ihre Körper durchdrang und in ihre Gehirne stieg, vergaßen sie, daß sie einst Männer und Frauen gewesen, denn sie waren wieder Männer und Frauen. Ihre Gesichter waren tierisch. Die Frau, die heiße Tränen aus ihren leeren Augenhöhlen weinte, war wirklich Weib, wie sie an den Saiten einer Ukuléle zupfte und ihre Stimme zu ihrem barbarischen Liebesruf erhob, so wie er in den dunklen Waldesstiegen in der Urwelt geklungen haben möchte. Die Luft erzitterte von ihrem Ruf, der sanft gebietisch und verführerisch war. Auf einer Matte tanzte Kiloliāna nach dem Rhythmus dieses Gesanges. Es war unverkenbar. Die Liebe tanzte in all seinen Bewegungen, und einen Augenblick darauf tanzte neben ihm auf der Matte eine Frau, deren schwere Hüften und voller Busen ihr von der Krankheit verheertes Gesicht Lügen strafte. Es war ein Tanz lebender Leichname; denn in ihrem verwesenden Körper liebte und sehnte sich noch das Leben. Immer noch sang die Frau, deren blinde Augen heiße Tränen weinten, ihren Liebesruf, immer noch tanzten die Liebestänzer in der lauen Nacht, und immer noch gingen die Kalebassen herum, bis in allen Gehirnen die Würmer des Verlangens und der Erinnerung krochen. Und mit der Frau zusammen tanzte auf der Matte ein schlankes junges Mädchen, dessen Gesicht schön und unbeschädigt war, dessen verzerrte Arme aber, die sich hoben und senkten, das Werk der Krankheit zeigten. Und die beiden Idioten tanzten, seltsame Laute murmelnd, grotesk und phantastisch eine Parodie der Liebe, wie das Leben sie selbst zur Parodie gemacht hatte.

Aber der Liebesruf der Frau wurde plötzlich unterbrochen, die Kalebassen sanken zu Boden, und die Tänzer hielten inne, während alle in die Schlucht über dem Meere starnten, wo eine Rakete glühend wie ein blasses Phantom in der mondhenen Luft emporstieg.

«Das sind die Soldaten», sagte Koolau. «Morgen gibt es Kampf. Es ist das klügste, zu schlafen und vorbereitet zu sein.»

Die Aussätzigen gehörchten und krochen in ihre Felsenhöhlen, und nur Koolau blieb, die Büchse über dem Knie, unbeweglich im Mondchein sitzen und starre hinab auf die Schiffe, die am Strand anlegten.

Der höchstegelegene Teil des Kalalautals war eine gut gewählte Zuflucht. Mit Ausnahme Kilolianas, der Schleichwege über die steilen Felswände wußte, konnte kein Mensch die Schlucht erreichen, ohne einen messerscharfen Kamm zu überschreiten. Dieser Uebergang war hundertfünfzig Schritte lang und höchstens zwölf Zoll breit. Zu beiden Seiten klappte der Abgrund. Ein Ausgleiten, und jeder stürzte rechts oder links in den Tod. War man aber einmal hinübergelangt, so befand man sich in einem irdischen Paradies. Ein Meer von Vegetation überschwemmte die Landschaft, strömte in grünen Wogen von Wand zu Wand, tropfte in großen Rankenmassen von den Felsen herab und schleuderte ein Gesprüh von Farben und Luftpflanzen in zahlreiche Spalten. In den vielen Monaten von Koolaus Regierung hatten er und seine Begleiter dieses Pflanzenreich bekämpft. Die würgende Dschungel mit ihrem Chaos von Blumen war von Bananen, Apfelsinen und wilden Mangos zurückgedrängt. Auf schmalen Rodungen wuchs wilder Salep; auf Steinterrassen, die mit mühsam herbeigeschaffter Erde gefüllt waren, gab es Tarofelder und Melonen; und auf jedem freien Platz, wohin der Sonnenschein drang, standen mit goldenen Früchten beladene Papayaäume.

Koolau war vom unteren Tal am Strand nach diesem Zufluchtsort vertrieben worden. Und wurde er hier wieder vertrieben, so kannte er Schluchten in dem Gewirr von Zinnen im Innern des Landes, wohin er seine Untertanen führen und wo er sich niederlassen könnte. Und jetzt lag er da, die Büchse neben sich, und spähte durch einen zerzausten Laubschirm auf die Soldaten am Ufer hinab. Er bemerkte, daß sie große Kanonen hatten, die wie Spiegel im Sonnenschein schimmerten. Der messerscharfe Kamm lag gerade vor ihm. Er konnte die Menschen wie Pünktchen auf dem Pfade kriechen sehen, der heraufführte. Er wußte, daß es kein Militär war, sondern Polizei. Hatten sie keinen Erfolg, so würden sich die Soldaten in das Spiel mischen.

Er strich zärtlich mit der verstümmlten Hand über den Büchsenlauf und überzeugte sich, daß das Korn sauber war. Er hatte als Jäger auf Niihau schießen gelernt, und dort war seine Fertigkeit in dieser Kunst noch unvergessen. Als die Menschenpunkte sich allmählich näherarbeiten und größer wurden, berechnete er den Abtrieb, den der Wind verursachte, der im rechten Winkel zur Schußlinie sauste, und veranschlagte die Möglichkeit, zu hoch zu schießen nach einem Ziel, das so tief unter seinem eigenen Standpunkt lag. Aber er schoß nicht. Erst als sie den Anfang des Pfades erreichten, verriet er seine Anwesenheit. Er zeigte sich nicht, sondern rief aus dem Gebüsch.

«Was wollt ihr?» fragte er.

«Wir wollen Koolau, den Aussätzigen, holen», antwortete der Anführer der eingeborenen Polizei, ein blauäugiger Amerikaner.

«Ihr müßt umkehren», sagte Koolau.

Er kannte den Mann, einen Gendarmen, denn er war es, der ihn von Niihau quer über Kauai nach dem Kalalautal und vom Tal bis in die Schlucht verfolgt hatte.

«Wer bist du?» fragte der Gendarm.

«Ich bin Kolau, der Aussätzige», lautete die Antwort.

«Dann komm herunter. Wir wollen dich holen. Tot oder lebend ist ein Preis von tausend Dollar auf deinen Kopf gesetzt. Entkommen kannst du nicht.»

Koolau lachte laut in seinem Gebüsch.

«Komm herunter», befahl der Gendarm, erhielt aber nur Schweigen zur Antwort.

Er beriet sich mit der Polizei, und Koolau sah, daß sie Vorbereitungen zum Sturm trafen.

«Koolau! rief der Gendarm. «Koolau, jetzt komme ich hinüber, um dich zu fangen.»

«Dann schau dir die Sonne und das Meer und den Himmel noch einmal gut an, denn es ist das letztemal, daß du sie siehst.»

«Schon recht, Koolau», sagte der Gendarm beruhigend. «Ich weiß, daß du ein sicherer Schütz bist. Aber du wirst mich nicht erschießen, denn ich habe dir nie etwas zuleide getan.»

Koolau brummte etwas in seinem Gebüsch.

«Ich sage, du weißt wohl, daß ich dir nie etwas zuleide getan habe, nicht wahr?» beharrte der Gendarm.

«Du tust mir etwas zuleide, wenn du versuchst, mich ins Gefängnis zu werfen», lautete die Antwort. «Und du tust mir etwas zuleide, wenn du versuchst, tausend Dollar zu gewinnen, die auf meinen Kopf gesetzt sind. Willst du dein Leben erhalten, so bleib, wo du bist.»

«Ich muß dich holen. Es tut mir leid. Aber es ist meine Pflicht.»

«Du stirbst, ehe du herüberkommst.»

Der Gendarm war kein Feigling. Aber er konnte keinen Entschluß fassen. Er starnte in den Abgrund zu beiden Seiten und ließ den Blick den messerscharfen Kamm entlang schweifen, den er überschreiten sollte. Dann entschloß er sich.

«Koolau», rief er.

Aber das Gebüsch war und blieb stumm.

«Koolau, schieß nicht. Jetzt komme ich.»

Der Gendarm drehte sich um, er erteilte den Polizisten einige Befehle und begab sich dann auf seinen gefährlichen Weg. Langsam kam er näher. Es war, wie wenn er auf einem straffen Seil ginge. Er hatte keine andere Stütze als die Luft. Die Lava zerbröckelte unter seinen Füßen, und auf beiden Seiten fielen die abgerissenen Brocken in die Tiefe. Die Sonne schien auf ihn herab, und sein Gesicht war naß von Schweiß. Immer weiter rückte er vor, bis er die Mitte erreicht hatte.

«Halt! kommandierte Koolau aus dem Gebüsch. Noch einen Schritt weiter, und ich schieße!»

Der Gendarm blieb stehen und schwankte, um das Gleichgewicht zu bewahren, während er schwedend über der Leere stand. Sein Gesicht war blaß, aber seine Augen waren entschlossen. Er leckte sich die trockenen Lippen, ehe er sprach:

«Koolau, du wirst mich nicht erschießen. Ich weiß, daß du es nicht tun wirst.»

Er ging weiter. Die Kugel wirbelte ihn halb herum. Sein Gesicht nahm einen Ausdruck unangenehmer Überraschung an, als er vor dem Fall wankte. Er versuchte sich zu retten, indem er seinen Körper quer über den Felskamm warf; aber im selben Augenblick kam der Tod. Gleich darauf war der schmale Felskamm leer. Dann kam der Sturm, fünf Polizisten liefen im Gänsemarsch in prahlvoller Ruhe über den Kamm. Im selben Augenblick eröffneten die übrigen Polizisten das Feuer auf das Gebüsch. Es war Wahnsinn. Fünfmal drückte Koolau ab, so schnell, daß seine Schüsse wie ein Rattern klangen. Er wechselte die Lage, bückte sich unter den Kugeln, die durch das Gebüsch schmettern und sangen, und sah hin aus. Vier Schutzleute waren dem Gendarmen in die Tiefe gefolgt. Der fünfte lag quer über dem Kamm und lebte noch. Drüben standen die übrigen Polizisten, aber sie schossen nicht mehr.

Auf dem nackten Felsen gab es keine Hoffnung für sie. Ehe sie hinüberkämen, würde Koolau sie bis auf den letzten Mann abschießen. Aber er schoß auch nicht, und nach einer Beratung zog einer von ihnen sein weißes Hemd aus und winkte damit wie mit einer Fahne. Von einem zweiten gefolgt, ging er auf dem scharfen Kamm hinaus zu seinem verwundeten Kameraden. Koolau gab kein Zeichen, sondern sah sie sich langsam zurückziehen und zu Punkten werden, während sie in das untere Tal hinabstiegen.

Zwei Stunden später beobachtete Koolau aus einem andern Gebüsch eine Abteilung Polizei, die den Aufstieg von der entgegengesetzten Seite des Tales aus versuchte. Er sah die wilden Ziegen vor ihnen flüchten, aber sie kletterten immer höher, bis er an seinem eigenen Urteil zweifelte und nach Kiloliāna schickte, der zu ihm hinkroch.

«Nein, dort ist kein Weg», sagte Kiloliāna.

«Aber die Ziegen?» fragte Koolau.

«Die kommen vom Nachbartal, aber sie können nicht herüberkommen. Es gibt keinen Weg. Die Männer sind nicht klüger als die Ziegen. Sie werden sich vielleicht zu Tode stürzen. Laß uns sehen.»

«Es sind kühne Männer», sagte Koolau. «Laß uns sehen.»

Seite an Seite lagen sie im Strahlenglanz des Morgens da, während die gelben Haubtüten auf sie herabfielen, und sahen die kleinen Männer, die mühsam emporkletterten, bis das Erwartete geschah und drei von ihnen von einem Felskamm herabglitten, rollten, rutschten, stürzten und fast fünfhundert Fuß tief fielen.

Kiloliāna kicherte.

«Jetzt kriegen wir nichts mehr zu tun», sagte er.

«Sie haben Kanonen», antwortete Koolau. «Die Soldaten haben noch nicht mitgesprochen.»

An dem schlafenden Nachmittag lagen die meisten Aussätzigen in ihren Felslöhern und schliefen. Koolau saß, die Büchse über dem Knie, frisch gewaschen und halb schlafend, aber bereit, im Eingang seiner eigenen Höhle. Das Mädchen mit den entstellten Armen lag tiefer im Gebüsch und bewachte den schmalen Zugang. Plötzlich wurde Koolau durch einen Knall am Strand aufgescheucht. Im nächsten Augenblick war es, als würde die Atmosphäre in unglaublicher Weise zersplittet. Das furchtbare Krachen erschreckte ihn. Es war, als hätten alle Götter den Himmel in ihre Hände genommen und ihn auseinandergerissen, wie eine Frau, ein Stück Baumwollstoff zerreißt. Es war ein ungeheures reißendes Geräusch, und es kam schnell immer näher. Furchtsam sah Koolau empor, als erwartete er, etwas zu sehen. Da explodierte die Granate hoch oben auf dem Felsen über seinem Kopfe in einer Wolke von schwachem Rauch. Der Fels wurde gesprengt, und die Splitter fielen am Fuße des Riffs nieder.

Koolau wischte sich mit der Hand über die schweißige Stirn. Er war furchtbar erschüttert. Noch nie hatte er Granaten erlebt, und dies war schrecklicher als alles, was er sich vorgestellt hatte.

«Eins», sagte Kapahi, der plötzlich den Einfall hatte, zu zählen.

Eine zweite und eine dritte Granate flogen heulend über die Felswand hinweg und explodierten außer Sicht. Kapahi zählte sie methodisch. Die Aussätzigen versammelten sich auf dem freien Platz vor den Höhlen. Anfangs waren sie erschrocken, als die Granaten aber immer wieder über ihre Köpfe hinwegflogen, wurden sie ruhiger und begannen das Schauspiel zu bewundern. Die beiden Schwachsinnigen kreischten vor Entzücken und tanzten mit wilden Gebäuden, wenn die Granate die Luft über ihnen spaltete. Koolau wurde wieder zuversichtlich. Es wurde kein Schaden angerichtet. Sie konnten offenbar mit großem Geschütz auf so weite Entfernung nicht so genau zielen wie mit einer Büchse.

Bald aber änderte sich die Situation. Die Granaten fielen näher. Eine von ihnen explodierte im Gebüsch bei der schmalen Passage. Koolau fiel das Mädchen ein, das dort Wache hielt, und er lief hinunter, um nach ihr zu sehen. Der Rauch stieg noch aus den Büschen auf, als er hineinkroch. Er war entsetzt. Die Zweige waren zersplittet und zerbrochen. Wo das Mädchen gelegen hatte, war jetzt ein Loch im Boden. Das Mädchen selbst war völlig zerfetzt. Die Granate war direkt auf ihr explodiert.

Nachdem er zuerst hinausgespäht hatte, um sich zu vergewissern, daß die Soldaten nicht versuchten, den Zugang zu forcieren, lief er nach den Höhlen zurück. Ununterbrochen jammerten, kreischten, schrieen die Granaten an ihm vorbei, und das Tal hörte polternd vom dem Krachen wider. Als er die Höhlen erblickte, sah er die zwei Schwachsinnigen herumtanzen, wobei sie sich mit den Stümpfen ihrer Finger an den Händen hielten. Noch während Koolau lief, sah er eine schwarze Rauchsäule dicht neben den Schwachsinnigen vom Boden aufsteigen. Sie wurden durch die Explosion auseinandergeschleudert. Der eine blieb unbeweglich liegen, während der andere sich auf den Händen nach der Höhle schleppete. Er zog hilflos die Beine nach, und das Blut troff aus seinem Körper. Er schien in Blut gebadet, und beim Kriechen winselte er wie ein kleiner Hund. Die übrigen Aussätzigen waren mit Ausnahme Kapahis in die Höhlen geflüchtet.

«Siebzehn», sagte Kapahi. «Achtzehn», fügte er hinzu.

Die letzte Granate war in einer der Höhlen gedrungen. Die Explosion hatte zur Folge, daß die Höhlen sich leerten, aber aus dieser einen kam niemand heraus. Koolau kroch durch den weißen scharfen Rauch hinein. Vier schrecklich verstümmelte Leichen lagen drinnen. Die eine war die blinde Frau, deren Tränen erst jetzt versiegten waren.

Draußen fand Koolau seine Leute in wildem Schrecken und schon im Begriff, den Ziegenpfad hinaufzusteigen, der aus der Schlucht zu einem Gewirr von Höhlen und Klippen führte. Der verwundete Schwachsinnige, der leise wimmerte und sich auf den Händen über den Boden schleppte, versuchte ihnen zu folgen. Aber bei der ersten Steigung überwältigte ihn seine Hilflosigkeit, und er blieb liegen.

(Fortsetzung Seite 135)

Koolau, der Aussätzige

(Fortsetzung und Schluß von Seite 122)

«Es wäre das beste, ihn totzuschlagen», sagte Koolau zu Kapahei, der immer noch auf derselben Stelle saß.

«Zweizwanzig», antwortete Kapahei. «Ja, es wäre das beste, ihn totzuschlagen. Dreizwanzig — vierzwanzig.» Der Schwachsinnige kreischte laut auf, als er die Büchse auf sich gerichtet sah. Koolau zauderte, dann senkte er das Gewehr.

«Es ist hart, das tun zu müssen», sagte er.

«Du bist ein Dummkopf; sechszwanzig, siebenundzwanzig», sagte Kapahei. «Laß mich!»

Er stand auf und näherte sich dem verwundeten Geschöpf mit einem schweren Stein in der Hand. Als er den Arm hob, um zuzuschlagen, explodierte eine Granate gerade vor ihm und befreite ihn von der Notwendigkeit der Tat, während sie gleichzeitig seinem Zählen ein Ende mache.

Koolau war allein in der Schlucht. Er sah die letzten seiner Leute ihre verkrüppelten Leiber über den Rand der Anhöhe schleppen und verschwinden. Dann wandte er sich um und ging in das Gebüsch hinab, wo das Mädchen getötet worden war. Das Granatfeuer hielt noch an, aber er blieb, wo er war; denn tief drunter konnte er die Soldaten emporklimmen sehen. Eine Granate explodierte zehn Schritte von ihm, und während er sich flach auf den Boden drückte, hörte er die Sprengstücke über seinen Körper hinwegsausen. Ein Schauer von Haublättern regnete auf ihn herab. Er hob den Kopf, um den Pfad entlang, und er versuchte sie zu zählen, aber es waren ihrer zu viele. Mindestens hundert waren es — und alle hatten es auf Koolau, den Aussätzigen, abgesehen. Einen Augenblick durchfuhr ihn der Stolz. Mit Kanonen und Gewehren, Polizei und Soldaten jagten sie ihn, und er war nur ein einzelner Mann, und obendrein das verkrüppelte

Wrack eines Mannes. Sie boten tausend Dollar für ihn, tot oder lebend. Sein ganzes Leben hatte er nicht so viel Geld besessen. Dieser Gedanke war bitter. Kapahei hatte recht gehabt. Er, Koolau, hatte keinem etwas getan. Aber weil die Haolen Arbeiter brauchten, um das gestohlene Land zu bebauen, hatten sie die chinesischen Kulis hergebracht, und mit ihnen war die Krankheit gekommen. Und weil die Krankheit ihn angestellt hatte, war er jetzt tausend Dollar wert — aber er hatte nichts davon. Es war sein wertloser, von der Krankheit verfaulter oder durch eine explodierende Granate getöteter Leichnam, der all das Geld wert war.

Als die Soldaten den messerscharfen Kamm erreichten, fühlte er sich versucht, sie zu warnen. Aber sein Blick fiel auf die Leiche des gemordeten Mädchens, und er schwieg. Als sechs sich auf den Kamm hinausgewagt hatten, eröffnete er das Feuer. Und als der Kamm gesäubert war, hielt er nicht inne. Er leerte sein Magazin, füllte und leerte es wieder. Er schoß immer weiter. All das ihm angegangene Unrecht flamme in seinem Hirn, und er raste vor Rachgier. Den ganzen Ziegenpfad entlang feuerten die Soldaten, und obwohl sie der Länge nach ausgestreckt lagen und sich hinter den kleinen Unebenheiten der Erdoberfläche zu decken versuchten, boten sie sich ihm doch wie Scheiben dar. Die Kugeln pfiffen und schlugen gegen den Felsen um ihn her, und hin und wieder sang ein Prellschuß scharf durch die Luft. Eine Kugel pflegte eine Furche durch seine Kopfhaut, und eine andere streifte brennend sein Schulterblatt, ohne ihn zu verwunden.

Es war ein Blutbad, das ein einziger Mann anrichtete. Die Soldaten zogen sich zurück und nahmen ihre Verwundeten mit sich. Während Koolau sie abschoß, spürte er den Geruch verbrannten Fleisches. Er sah sich zuerst um und entdeckte dann, daß es seine eigenen Hände waren. Das Gewehr war heiß geworden. Der Aussatz hatte die meisten Nerven in seinen Händen zerstört. Obwohl sein Fleisch brannte, daß es roh, fühlte er doch nichts.

Er lag im Dickicht und lächelte, bis ihm die Kanonen einfielen. Zweifellos würden sie das Feuer wieder eröffnen und diesmal gerade auf das Gebüsch, wo er ihnen so gefährlich geworden war. Kaum hatte er sich hinter einen kleinen Vorsprung der Felsmauer begeben, wohin, wie er bemerkte, keine Granaten fielen, als das Bombardement schon wieder begann. Er zählte die Granaten. Noch sechzig wurden in der Schlucht geschleudert, ehe die Kanonen schwiegen. Das kleine Fleckchen Erde war von

den Explosionen ganz zerrissen, und es schien unmöglich, daß ein Geschöpf das überlebt haben könnte. Das meinten auch die Soldaten, denn sie begannen wieder in der glühenden Nachmittagssonne den Ziegenpfad zu erklimmen. Und wieder wurde ihnen der schmale Zugang streitig gemacht, und wieder mußten sie sich nach dem Strand zu rückziehen.

Noch zwei Tage lang versperzte Koolau ihnen den Weg, und die Soldaten begnügten sich damit, seinen Zufluchtsort mit Granaten zu belegen. Dann erschien Pahau, ein aussätziger Knabe, auf der Felswand hinter der Schlucht und rief ihm zu, daß Kiloliana abgesetzt wäre und den Tod gefunden hätte, als er Ziegen jagte, damit sie etwas zu essen bekämen, und daß die Frauen sich fürchteten und nicht wüßten, was sie tun sollten. Koolau rief den Knaben zu sich und hielt ihn, den Zugang mit einem Gewicht, das er in Reserve hatte, zu bewachen. Koolau fand seine Leute entmutigt. Der größte Teil war zu hilflos, um sich unter schwierigen Umständen selbst Nahrung zu verschaffen, und alle hungerten. Er wählte zwei Frauen und einen Mann, bei denen die Krankheit noch nicht so weit vorgeschritten war, und schickte sie nach der Schlucht zurück, um Nahrungsmittel und Marten zu holen. Die übrigen ermutigte und tröstete er, bis selbst die Schwächsten halfen, einfache Hütten zu erbauen.

Aber die, welche er ausgesickt hatte, um Nahrungsmittel zu holen, kamen nicht wieder, und so begab er sich wieder in die Schlucht. Als er auf den Rand der Felswand trat, knallten ein Dutzend Gewehre. Eine Kugel fuhr durch den fleischigen Teil seiner Schulter, und seine Wange wurde von einem Felsplitter verletzt, den eine andere Kugel aus der Wand losprengte. Im selben Augenblick sprang er zurück, aber er hatte gesehen, daß die Schlucht voll von Soldaten war. Seine eigenen Leute hatten ihn verraten. Das Granatfeuer war zu furchtbar gewesen, und sie hatten das Gefängnis auf Molokai vorgezogen.

Koolau ging zurück und nahm einen seiner schweren Patronengürtel ab. Zwischen den Felsen liegend, wartete er, bis Kopf und Schulter des ersten Soldaten deutlich zum Vorschein kamen, ehe er abdrückte. Das geschah zweimal, und nach einer Pause wurde statt eines Kopfes und einer Schulter eine weiße Fahne über den Rand der Felswand gehoben.

«Was wollt ihr?» fragte er.

Welcher von beiden?

Der beliebte blaue 24er

Er ist so recht der Tabak für den Dauerraucher. Selbst bei ununterbrochenem Rauchen ermüdet er nie. Er ist eine rein holländische Mischung, milde und leicht aromatisch. Die Farbe ist rasseig hellbraun und der Schnitt sehr fein. All diese Eigenschaften machen ihn seit Jahren zum Liebling jedes Pfeiferrauchers.

40 Cts. 50 gr.

Schnupfen? Jawohl dann **CORYZOL**

In Apotheken und Drogerien Fr. I. T. Wolo A.-G., Zürich

ELTERN die ihren Kindern eine glückliche Zukunft und Lebensstellung sichern wollen, die für sie ernste Sprach- und Handelskenntnisse wünschen, verbunden mit gesundheitsförderndem Sport, wenden sich an das allbekannte **Töchter-Institut «La Châtelaine», St. Blaise, Neuchâtel**.

gegr. 1880. Individuelle Erziehung. Diplom. Koch- und Zuschneidekurse. Illustrierter Prospekt durch die Direktion H. und Frau Professor Jobin.

Clichés ZURICH GEGR. 1862 GEBR. ERNI & CIE

Dem Bild-Inserat ist die nachhaltigste Wirkung zu eignen. Verlangen Sie Vorschläge • Zürcher Illustrierte

Kennen Sie meine frischen FRANKFURTERLI?

... sie sind nämlich eine hervorragende Ruff-Spezialität!

Qualitätsvergleich überzeugen.

Possversand in Kartons zu 5 und 10 Paaren überallhin

Lohnender Artikel für Hotels, Restaurants und Wiederverkäufer

Metzgerei-Pursafabrik

RUFF

FRANKFURTERLI.

Z. J. 2. III. 1924

WOLF-STUDIO

Tuchfabrik Schild A.-G.

BERN und Liestal

Kleiderstoffe

Neue Dessins in großer Auswahl

Wolldecken uni und Jacquard **Fabrikpreise**

Verlangen Sie Muster Annahme von Wollsachen

